

# MILLE PETROZZA

MIT TORSTEN GROSS

ullstein extra

AUTOBIOGRAPHIE



KREATOR

YOUR HEAVEN,  
MY HELL

Wie Heavy Metal  
mich gerettet hat

MILLE PETROZZA  
YOUR HEAVEN, MY HELL



# MILLE PETROZZA

## MIT TORSTEN GROSS

**YOUR HEAVEN,  
MY HELL**

Wie Heavy Metal  
mich  
gerettet hat

**Ullstein extra**

[www.ullstein.de](http://www.ullstein.de)



Ullstein extra ist ein Verlag der Ullstein Buchverlage GmbH

ISBN 978-3-86493-279-3

© Ullstein Buchverlage GmbH, Friedrichstraße 126, 10117 Berlin 2025

Wir behalten uns die Nutzung unserer Inhalte für Text und

Data Mining im Sinne von § 44b UrhG ausdrücklich vor.

Bei Fragen zur Produktsicherheit wenden Sie sich bitte an

produktsicherheit@ullstein.de

Alle Rechte vorbehalten

Gesetzt aus der Kepler

Satz: Arnold & Domnick, Leipzig

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

*Für Vendor, Rob, Tritze, Frank, Stoney,  
Kube und Michael*

*Für meine Eltern, Barbara und Piero*



# INHALT

Hail to the Hordes .....	9
Prolog .....	15
Altenessen .....	19
Die Kiss-Epiphanie .....	48
Die Klasse von 1984 .....	69
Von Proberaum zu Proberaum .....	75
School of Metal .....	95
Die erste Liebe .....	111
Satan is Real .....	117
Die Tapetrader-Connection .....	130
Der erste Rausch .....	139
Das erste Album .....	142
Die Verlierer .....	164
Die Reifeprüfung .....	178
Versuchungen und sonstige Optionen .....	187
Die erste US-Tour .....	204
Ein halber Amerikaner und andere Enttäuschungen ...	221
Extreme Aggression .....	236
Täglich grüßt das Murmeltier .....	263
Die Zeiten ändern sich .....	274
Die Revolution frisst ihre Kinder .....	294
Zu neuen Ufern .....	306
Das Ende einer Ära .....	321
Epilog .....	331
Dank .....	333



# HAIL TO THE HORDES

Freitag, 25. Oktober 2024. Seit einigen Stunden sind wir in meiner Herzensstadt Los Angeles. Wie oft wir mit der Band schon hier waren, kann ich gar nicht mehr sagen, ich habe so was nie gezählt. Zum ersten Mal hat Kreator 1987 in L.A. gespielt, später waren wir immer wieder in der Stadt und haben nicht zuletzt auch einige Alben hier aufgenommen. Nun sind wir am frühen Morgen aus Phoenix, Arizona, mit dem Nightliner angekommen. Die letzten beiden Konzerte unserer *Klash of the Titans*-Tour mit Testament und Possessed stehen an, morgen Abend treten wir im Hollywood Palladium auf, übermorgen kommt das große Tourfinale in San Francisco. Wir sind müde und erschöpft, aber auch voller Vorfreude: Los Angeles ist immer wie ein Familientreffen, unzählige alte und neue Freunde kommen zu den Konzerten, uns verbindet eine besondere Geschichte mit dieser Stadt und unseren Fans hier, die Gigs sind jedes Mal ein besonderes Highlight.

Überhaupt befinden wir uns aktuell in einer besonders ereignisreichen Phase der Kreator-Geschichte. Im Frühling 2024 haben die ersten Vorgespräche für dieses Buch stattgefunden, parallel arbeiten wir seit Sommer 2023 am ersten großen Film über die Band und haben allein 2024 insgesamt neunundsiebzig Konzerte gespielt, wenn ich mich richtig erinnere – wie gesagt, ich zähle so was eigentlich nicht. In den

vergangenen Monaten sind wir jedenfalls unter anderem in den USA, Kanada, China, Japan, Thailand, Malaysia, Australien und überall in Europa aufgetreten, in einigen dieser Länder waren wir zum allerersten Mal. In Tourpausen habe ich mich den ganzen Sommer über regelmäßig mit meinem Co-Autor Torsten Groß für *Your Heaven, My Hell* getroffen, parallel habe ich an ersten Songs für das nächste Kreator-Album gearbeitet. Oft war bei all diesen Aktivitäten die Regisseurin Cordula Kablitz-Post anwesend, die uns mit ihrem Team in Proberäumen, bei Konzerten, im Studio und bei sonstigen Terminen gefilmt hat.

Auch in Los Angeles ist Cordula dabei, erneut mit großem Filmteam. Direkt nach der Ankunft in Los Angeles hatten wir einen Promo-Termin, anschließend sind wir im Crossroads Kitchen an der Melrose Avenue essen gegangen, einem meiner liebsten veganen Restaurants überhaupt, eine Vorliebe, die ich unter anderem mit prominenten Stammgästen wie Travis Barker von Blink-182 und Paul McCartney teile. Das Restaurant hatte eigentlich geschlossen, aber für uns hat das Team eine Ausnahme gemacht, also haben wir im Crossroads noch ein paar Szenen für den Film gedreht und dabei zusammen gegessen. Der Termin hatte echten Seltenheitswert: Als Einziger aus der Band ernähre ich mich ganz ohne tierische Produkte, und normalerweise kann ich meine Mitmusiker Sami Yli-Sirniö, Frédéric Leclercq und Ventor nur selten bis nie davon überzeugen, mit mir vegan essen zu gehen. Aber heute saßen wir alle gemeinsam an einem Tisch, und die anderen waren sogar regelrecht begeistert von dem fantastischen Essen. Danach hat Cordula noch vorgeschlagen, mit dem Team nach Venice Beach zu fahren und ein paar Bilder am Strand zu drehen. Aber nach fünf

Wochen Tour durch die USA und Kanada waren wir müde, niemand hatte Lust, stundenlang nach Venice und wieder zurückzufahren, wir wollten uns lieber ein bisschen ausruhen. Also sind wir ins Hotel gegangen und haben unsere Zimmer bezogen, damit wir am Tag danach bei der großen Show auch richtig fit sind. So war es immer bei Kreator: Die Konzerte sind das Allerwichtigste für uns, die Fans haben eine fokussierte, ausgeschlafene Band verdient.

Das mit viertausend Plätzen ausverkaufte Hollywood Palladium am Sunset Strip ist einer der großen legendären L.A.-Clubs mitten im Herzen des alten Hollywood. Erbaut 1940 von Gordon Kaufmann, haben die Wände des altehrwürdigen Art-déco-Gebäudes über die Jahrzehnte so einiges an Geschichte gesehen: John F. Kennedy hat im Palladium eine Dinnerparty gegeben, Jimi Hendrix hat hier gespielt, Jay-Z, Metallica, unzählige Legenden aus sämtlichen Genres. Und ja, auch wir sind mit Kreator über die Jahrzehnte immer wieder im Palladium aufgetreten, zum ersten Mal 1991.

Seit vielen Jahren habe ich neben dem Kreator-Stammplatz in Essen eine Wohnung in Berlin, weshalb unsere Berlin-Konzerte regelrechte Familientreffen sind. In Los Angeles ist es ähnlich: Das Kreator-Management sitzt in L.A., in kaum einer anderen Stadt kennen wir so viele Leute wie hier. Am Tag des Konzerts geht es dann bereits tagsüber zu wie im Taubenschlag. Als Erstes kommt mein uralter Freund Michael Berger vorbei, um Hallo zu sagen. Alle nennen ihn nur »Schädel«, er arbeitet als Bass-Roadie und persönlicher Assistent für Gene Simmons von Kiss und war außerdem für Bands wie Judas Priest und die Scorpions im Einsatz. Gebürtig stammt er aus Weil am Rhein und ist wie wir seit seiner

Kindheit Kiss-Fan, für ihn hat sich also ein Traum erfüllt. Außerdem stattet uns Thomas Jensen vom Wacken Festival einen Besuch ab, er macht gerade zufällig mit seiner Familie Urlaub in der Stadt. Hinzu kommen jede Menge weitere besondere Kreator-Freunde und -Fans, die teilweise seit den Achtzigern unsere Konzerte besuchen.

Auf Tour freue ich mich natürlich, alte Freunde wiederzutreffen, aber irgendwann kommt der Moment, an dem ich vor so einer wichtigen Show meine Ruhe brauche. Als es im Backstage-Bereich immer voller wird, ziehe ich mich zurück, unternehme einen kleinen Spaziergang zum Hollywood Boulevard – und stelle einmal mehr fest, dass Los Angeles einfach keine Fußgängerstadt ist. Der Tag vergeht dann wie im Flug: Nach dem Soundcheck geben wir eine Autogrammstunde, machen ein gemeinsames Foto mit Possessed und Testament. Beide Bands kennen wir seit den Achtzigerjahren und haben zigmals mit ihnen gespielt. Mit ihnen auf Tour zu sein, ist wie eine Art Klassenfahrt.

Kurz vor Showtime stehen wir am Bühnenrand und blicken auf die Fans, die da draußen schon auf uns warten, von Possessed sind sie bereits bestens eingestimmt. Formell ist *Klash of the Titans* eine sogenannte Doppel-Headliner-Tour, aus produktionstechnischen Gründen spielen wir als zweite Band des Abends vor Testament, eigentlich ist es aber auch egal. Sami, Frédéric, Ventor und ich gucken einander tief in die Augen und geben uns die Ghettofaust, wie wir es jeden Abend machen. Wir nehmen hinter dem Vorhang unsere Positionen ein, während vom Band das Intro »Sergio Corbucci Is Dead« von unserem aktuellen Album *Hate Über Alles* läuft. Ein letztes Mal werfen wir uns einen schnellen Blick zu, dann stürzen wir uns in das Eröffnungs-Riff des

Songs »Hate Über Alles«, und der Schrei am Anfang befreit mich von der letzten Anspannung, ich lasse in diesem Moment alles raus. In diesen Schrei hinein fällt der Vorhang, Ventor prügelt uns nach vorn wie ein Berserker, ich singe die erste Zeile, »Never asked to be reborn«, wir blicken in viertausend glückliche Gesichter. Vom ersten Refrain an sind alle Hände in der Luft, alle singen mit, Wall of Death, kollektive Raserei. Für mich auch nach über vierzig Jahren immer noch und immer wieder der allergrößte Moment.

Am folgenden Abend in San Francisco gibt es nach dem Konzert noch eine große Tour-Abschlussparty. Unsere alten Freunde von Machine Head sind da, jede Menge andere Musikerfreunde, es ist ein einziges großes Wiedersehen. Am nächsten Morgen fahren wir zum Flughafen und fliegen zurück nach Deutschland. Zwei Wochen Pause, dann geht die Tour in Europa weiter.

Im Flugzeug bin ich zu müde, um mich zu kneifen, eigentlich wäre es angebracht. Wenn mir jemand als kleiner Kiss-Fan aus Altenessen erzählt hätte, dass ich in meinen Fünfzigern die erfolgreichste Karrierephase meiner international anerkannten Heavy-Metal-Band erleben und in Städten wie Los Angeles und San Francisco spielen würde, hätte ich diese Person vermutlich für komplett irre und unzurechnungsfähig erklärt.

Allein mit der Travelparty bei diesen Konzerten hätte man einige der Clubs füllen können, in denen wir mit Kreator ganz am Anfang gespielt haben. Von dieser Zeit, den frühen Kreator-Jahren, aber auch von meinem eigenen Weg bis zur Gründung der Band handelt dieses Buch. Ich habe mich entschlossen, es zu schreiben, weil ich erstmals in meinem Leben Lust hatte zurückzublicken. Nachdem wir die

Band als Teenager gegründet hatten, habe ich jahrzehntelang überwiegend in Proberäumen, auf Bühnen, in Studios gelebt. Es zählte immer nur der Moment, die Band, was als Nächstes mit Kreator passierte. So ist es bis heute geblieben, aber nun will ich einmal erzählen, wo ich herkomme.

*Your Heaven, My Hell* spiegelt meine Sicht der Dinge. Womöglich haben viele meiner alten Freunde, die in diesem Buch vorkommen, die damalige Zeit anders erlebt. Ganz sicher gilt das für meine Familie. Ich habe niemals Tagebücher oder dergleichen geführt, aber es war mir eine Freude, die alten Storys wieder hochzuholen und nun mit euch zu teilen. Immer wieder bin ich von Kreator-Fans überall auf der Welt danach gefragt worden, hier nun also meine Version meiner Geschichte, die automatisch immer auch die Geschichte von Kreator ist.

Mille Petrozza, Oktober 2024

# PROLOG

In einer Tour ging mir mein Vater mit dem Gitarrenkurs auf die Nerven. Er liebte Musik und wollte unbedingt, dass ich diesen dämlichen Kurs besuche. Ich wollte da aber auf keinen Fall hin. Wir hatten eine alte Akustikgitarre mit ziemlich hoher Saitenlage zu Hause, und jedes Mal, wenn ich versuchte, darauf zu spielen, taten mir danach stundenlang die Finger weh. Gitarre war also nichts für mich, das stand fest. Meinen Vater hat das nicht interessiert. »Du musst in diesen Gitarrenkurs, ich schicke dich jetzt in den Gitarrenkurs«, nervte er in einem fort. Es war eine permanente Litanei, der ich keineswegs nachgeben wollte. »Ich will aber lieber Karate lernen, nicht Gitarre«, entgegnete ich trotzig. So zog sich das über Wochen.

Das Ding war: Ich war glühender Bruce-Lee-Fan und wollte in erster Linie möglichst schnell Kung-Fu-Held werden. Meine Mutter hatte herausgefunden, dass es in Essen einen Karatekurs für Kinder gab, also wollte ich dahin – was mein Vater aber absolut nicht erlaubte.

»Warum denn eigentlich nicht?«, habe ich ihn irgendwann gefragt.

»Karatekurs geht nicht, sonst haust du mich eines Tages um«, war seine Antwort.

Ich war damals sieben oder acht Jahre alt und einigermaßen schmächtig, aber er dachte offenbar wirklich, wenn ich

diesem Karate-Verein beitrete, entwickle ich sofort irgendwelche Super-Kampfkräfte, um ihn plattzumachen und bei uns zu Hause das Kommando zu übernehmen. So hat er sich das vorgestellt. Auch deshalb wollte er mich unbedingt in den bescheuerten Gitarrenkurs schicken.

Viel später konnte ich seine damalige Bereitschaft, mir diesen Kurs zu finanzieren, als Trumpf einsetzen, aber erst, nachdem ich Rockmusik für mich entdeckt hatte. Ich ging also fürs Erste weder zum Karate- noch zum Gitarrenunterricht. Diese Geschichte ist typisch für mich, denn im Grunde verdanke ich bereits meine Existenz einer absurden Kette von glücklichen Zufällen – und meine spätere Laufbahn mit Kreativität sowieso.

Wenn ich an die Kindheit denke, ist meine Erinnerung bunt. Die meisten Leute stellen sich das damalige Ruhrgebiet eher so vor: überall Schornsteine, Kühltürme, glühende Hochöfen, stinkende Eisenhütten. Vor lauter Smog sieht man die Sonne nicht mehr, Mutter hängt im Kittel die Wäsche auf, danach wird sie gleich wieder schwarz vom Ruß, die Kinder spielen unter aschgrauem Himmel. In dieser Vorstellung ist das ganze Revier ein einziger Moloch aus Kohle, Eisen, Stahl. Meine Kindheitserinnerungen sind trotzdem bunt.

Wenn ich die Augen schließe und an früher denke, sehe ich Farben, viel Natur, Bäume. Grau war nur der Winter, schwarz-weiß die Fotos, so habe ich das als Kind wahrgenommen. Was vor allem daran lag, dass es in unserer unmittelbaren Umgebung in Altenessen schon damals keine Zechen mehr gab. Noch wenige Jahre zuvor hatten stinkende Schlotte derart die Luft verpestet, dass die Wäsche in den Vorgärten tatsächlich schwarz wurde, meine Mutter

hat mir davon erzählt. Aber in den Siebzigerjahren gab es immer weniger Schwerindustrie in der Gegend, die Zeche Carl in Altenessen hat zwei Jahre nach meiner Geburt dichtgemacht. Stattdessen war die Konsumgesellschaft im Ruhrgebiet eingezogen, es gab Kaufhäuser mit schön dekorierten Schaufenstern und üppig beladenen Wursttheiken, die Leute lebten in Neubauwohnungen mit Elektrogeräten, hatten Autos und Mofas, den meisten in unserem Viertel ging es einigermaßen gut. Die Plackerei der Fünfzigerjahre war durch einen neuen Materialismus ersetzt worden. Von der grauen Hochofen-Ruhrgebietswelt habe ich als Kind kaum etwas mitbekommen.

Dabei gab es sie natürlich: Mein Vater hat in der Zeche Nordstern in Gelsenkirchen unter Tage gearbeitet. Ich kann mich noch erinnern, wie meine Mutter und ich ihn einmal von der Arbeit abholen wollten. Wir standen am Schacht, mein Vater kam hochgefahren, und ich habe sofort angefangen, panisch zu schreien. Er war von oben bis unten schwarz und hat mir tierisch Angst eingejagt. So hatte ich ihn nie zuvor gesehen. Mein Vater hat sich über meine Reaktion noch Jahre später kaputtgelacht.

Ich bin überhaupt in einer Zeit des Wandels aufgewachsen. Die Subkulturen der Siebziger- und Achtzigerjahre trafen in meiner Jugend auf Zechensterben, Gewalt, Alkoholismus sowie Perspektivlosigkeit auf der einen und wirtschaftlichen Aufschwung auf der anderen Seite. Heavy Metal krachte da für mich irgendwann einfach so rein und hat mich vermutlich vor einigem bewahrt, wenn ich mir viele meiner Jugendfreunde heute so angucke – sofern sie überhaupt noch am Leben sind. Und obwohl ich das Ruhrgebiet nicht als besonders trist empfand, war es kein romantischer

Freizeitpark vor Industriekulisse, wie sich die Leute von der Ruhr Tourismus GmbH das heute in ihren bunten Prospekten vorstellen. Es hatte wahrscheinlich ein bisschen von all diesen Dingen, war aber für mich einfach die Gegend, in der ich zufälligerweise aufgewachsen bin. Und zwar wirklich sehr zufällig: dass meine Eltern sich überhaupt begegnet sind, war nur zu dieser Zeit, an diesem Ort möglich. Meine Mutter Barbara – ein Mädchen aus der DDR. Mein Vater Piero – ein junger Mann aus dem tiefsten Kalabrien. Das ging nur im Ruhrgebiet.

# ALTENESSEN

Bis heute erzählen mir meine Verwandten aus Zittau, ich solle sie doch bitte unbedingt mal wieder besuchen kommen, das sei so gesund für die Lungen. Zittau liegt im Dreiländereck Deutschland-Polen-Tschechien, im südöstlichen Zipfel Sachsens, und muss vor dem Krieg eine ziemlich schöne Stadt gewesen sein. Die umliegenden Berge gelten als Luftkurort. Die Familie meiner Mutter wollte dort allerdings nicht bleiben. Sie haben sich vermutlich gefragt, was ihnen die gesunde Luft bringt, wenn sie jeden Abend hungrig ins Bett gehen. Die Versorgungslage in der DDR war in den Jahren vor dem Bau der Mauer eine Katastrophe. Für alles brauchte man Zuteilungsmarken, oft blieben die Regale im örtlichen Konsum leer. Die Leute sind deswegen später in Leipzig und anderswo auf die Straße gegangen. Zittau lag immer noch teilweise in Trümmern, Arbeit gab es ebenfalls kaum. Als der Berliner Mauerbau im August 1961 tatsächlich begann, bestieg Barbaras Familie einen der letzten Züge und flüchtete aus der Ostzone, wie meine Mutter die DDR immer nannte. Meine Oma hatte von Freunden gehört, dass man noch relativ gefahrlos mit dem Zug ausreisen könne, und das taten sie. Meine Mutter landete mit ihrer Familie in einem Übergangswohnheim in Oberhausen.

Mein Vater Piero stammt ebenfalls aus äußerst spärlichen Verhältnissen. Sein Heimatdorf Cutro ist ein winziges

Kaff im tiefsten Kalabrien, am unteren Rand der italienischen Stiefelsohle. So fühlte sich das Leben dort für die Familie meines Vaters auch an: wie Dreck unter der Sohle eines schicken Lederschuhs. Pieros Vater war gleichzeitig Schuster und Filmvorführer von Cutro gewesen, und nach seinem frühen Tod musste mein Vater bereits mit zwölf für den Lebensunterhalt seiner gesamten Familie sorgen, was nicht besonders gut gelang. Wir sind später ab und zu dorthin gefahren und haben Verwandte besucht. Die Provinz Crotone, in der Cutro liegt, ist eine karge, aber sehr schöne Gegend, das Ionische Meer ist nur wenige Kilometer entfernt. Kalabrien war aber auch damals schon eine der ärmsten Regionen Italiens. Das italienische Wirtschaftswunder der Fünfziger- und Sechzigerjahre hatte es nicht bis Cutro geschafft. Wer zu dieser Zeit dort lebte und halbwegs bei Kräften war, zog entweder in den reichen Norden oder schloss sich der 'Ndrangheta, der kalabrischen Mafia, an.

Mein Vater wählte einen dritten Weg: Im Zuge des deutsch-italienischen Anwerbeabkommens von 1955 zogen Millionen von Italienern als sogenannte Gastarbeiter in die boomen den Wirtschaftszentren der Bundesrepublik Deutschland. Insbesondere Kalabrien war danach zeitweise regelrecht entvölkert. Mein Vater folgte dem Boom und stieg mit Anfang zwanzig zusammen mit seinem dreizehnjährigen Bruder in einen Zug nach Oberhausen, damals eine der bedeutendsten Stahlstädte Deutschlands. Die Montanindustrie war der Motor des deutschen Wirtschaftswunders, es konnte gar nicht genug Arbeiter geben.

So kam zusammen, was nirgendwo sonst zusammengekommen wäre: Mein Vater und sein Bruder wohnten zunächst in derselben Übergangsreinrichtung, in der auch

meine Mutter mit ihrer Familie untergekommen war, von ihnen als Baracke bezeichnet. Hier trafen sie sich nun also. Aus unterschiedlichen politischen Systemen und Ländern kommend, konnten meine Eltern sich nicht einmal unterhalten. Aber sie brauchten auch nicht besonders viele Worte.

Meine Oma hat einmal erzählt, dass Italien zu der Zeit schwer in Mode und es also voll angesagt war, als deutsches Teenager-Mädchen einen italienischen Freund zu haben, idealerweise einen älteren. Meine Eltern haben sich jedenfalls in dieser Baracke kennengelernt, in der DDR-Geflüchtete zusammen mit italienischen Gastarbeitern untergebracht waren, freundeten sich erst an und wurden dann ein Paar. Mein Opa war zunächst gegen die Verbindung, meine Mutter war erst siebzehn, mein Vater schon dreiundzwanzig, da hatte er Bedenken, nicht zuletzt der katholischen Kirche wegen. Aber gegen die Liebe meiner Eltern konnten weder die Kirche noch mein Opa etwas unternehmen. Heute sind meine Eltern seit über sechzig Jahren ein Paar.

Musik spielte für die beiden eine große Rolle. Es gab in der Gegend Lokale, in denen abends Kapellen zum Tanz aufspielten. In einer dieser Kapellen hat mein Vater ab und zu gesungen, das fand meine Mutter stark. Überhaupt ist mein Vater bis heute musikbegeistert. Zu Hause liegen immer noch kistenweise alte Bänder von ihm herum. Er sang und spielte Gitarre, der Rock 'n' Roll hatte es meinen Eltern angetan. Papa hatte eine Elvis-Frisur, Pomade, Tolle, Entenschwanz, das volle Programm. Ich habe noch Fotos, auf denen meine Mutter Barbara Petticoat trägt, während Piero seine Gitarre in der Hand hält, und dazu diese Elvis-Frisur, das sah schon ziemlich cool aus. Beim Rock 'n' Roll hörte

die Liebe zur Musik für meinen Vater aber längst nicht auf, ebenso gerne mochte er italienische Schlager. Einmal hat er in der Essener Grugahalle Domenico Modugno angeguckt. Meine Mutter hat Peter Kraus und Conny Froboess verehrt, die deutschen Superstars der Fünfzigerjahre, von Peter Alexander hatte sie sogar eine Autogrammkarte.

Musik war wichtig, aber im Wesentlichen ging es im Leben meiner Eltern um Maloche. Nachdem sie sich kennengelernt hatten, arbeiteten beide im Presswerk, in späteren Jahrzehnten war mein Vater als einfacher Bergmann unter Tage. Ich habe mich oft gefragt, wie das für ihn wohl so war: Du bist Anfang zwanzig, kommst vom Meer, bist am Strand groß geworden, in der schönsten Natur – und dann kommst du ins Ruhrgebiet, musst runter ins Loch, den ganzen Tag im Dreck herumwühlen. Ganz schön heftig. Dabei war mein Vater nicht einmal Steiger, die hatten noch mal ein ganz anderes Leben. Er war auch kein Berg- und Maschinenmann, sondern ein einfacher Werkarbeiter, der kurz angelernt wurde und anschließend sein gesamtes Berufsleben durch die Stollen fahren musste. Mir gegenüber hat er sich darüber nie beklagt, aber mein Cousin aus Mailand hat mir erst kürzlich erzählt, dass mein Vater ihn damals davor gewarnt habe, jemals unter Tage zu arbeiten. Besonders geliebt hat er seinen Job also nicht. Doch meine Eltern haben das damals pragmatisch gesehen: In Zittau und Kalabrien gab es keine Arbeit, im Ruhrgebiet schon. Obwohl sie dafür extrem hart malocht haben, ging es uns wirtschaftlich bald relativ gut. Mit harter Arbeit konnte man im Pott immer noch einen gewissen Wohlstand erreichen.

Ich habe aber auch gesehen, was der Preis dafür war. Wenn mein Vater von der Maloche kam, war er völlig fertig.

Die Leute neigen dazu, den Mythos Ruhrgebiet zu erklären. Einiges ist auch einfach wahr: Die Menschen sind auf eine sehr besondere Weise füreinander da, es gibt eine Loyalität, die vermutlich damit zu tun hat, dass du dich unter Tage wirklich auf deine Kumpel verlassen musstest. Es gab Grubengase, Schlagwetterexplosionen, Kohlenstaubexplosionen, Gebirgsschlag, unzählige andere Gefahren. Hinzu kam, dass im Ruhrgebiet damals zahlreiche Kulturen und Ethnien zusammengekommen sind, die durch die harte Arbeit zusammengeschweißt wurden, eine Schicksalsgemeinschaft. Meine Eltern sind das beste Beispiel.

Mir war aber trotzdem schon ziemlich früh klar, dass diese endlose Ruhrpott-Romantisierung mit »Steigerlied« und so weiter für mich nicht funktionierte. Wenn du selbst der Typ warst, der jeden Tag ins Loch fahren musste, hat sich das nicht so wahnsinnig geil angefühlt. Das war dann gleich nicht mehr ganz so romantisch, sondern vor allem dreckig, stickig und anstrengend. Für meine Eltern war diese Maloche der Horror. Mein Vater war mit Anfang fünfzig in Rente, er war kaputt und konnte nicht mehr. Diesen Weg wollte ich auf keinen Fall beschreiten, sondern lieber Regisseur werden. Oder eben Kung-Fu-Kämpfer, wie Bruce Lee. Auch der Beruf des Biologen erschien mir reizvoll. Ich liebte Marvel-Comics und ging davon aus, dass ich als Biologe ein Serum entwickeln könnte, das mir Superkräfte verleihen würde. Unter Tage arbeiten kam für mich jedenfalls nicht infrage, auch wenn ich sagen muss, dass mich die Schwerindustrie durchaus geprägt hat. Es ist womöglich kein Zufall, dass Heavy Metal übersetzt Schwermetall heißt. Judas Priest und Black Sabbath stammen aus Birmingham, Slayer aus Huntington Park, Sepultura aus Belo Horizonte – alles Maloherstädte.

Aufgewachsen bin ich in einer sogenannten Zechensiedlung im Essener Stadtteil Altenessen, also in einer dieser Bergarbeiteriedlungen, wie es sie im Ruhrgebiet überall gab. Innerhalb der Werksiedlungshierarchie gab es für uns schon nach kurzer Zeit ein Upgrade, als wir zwei Häuser weiter in eine größere Wohnung gezogen sind. Wir bewohnten dort zwei Etagen und einen Dachboden, für die damalige Zeit einigermaßen luxuriös. Der Dachboden war ausgebaut, und meine Eltern und ich bezogen dort jeweils eigene Zimmer. Meins war nicht besonders groß, aber es gehörte mir.

Das Klima in der Zechensiedlung war auf herzliche Weise rau und absolut typisch für eine Kindheit in der Arbeiterklasse der damaligen Zeit. Die ganze Siedlung bestand aus Zechenhäusern und Wohnblöcken, es gab eine Straße und eine sogenannte Trinkhalle, also einen Kiosk, wo die Arbeiter nach der Maloche – und zu allen anderen Zeiten – soffen. Davor noch einen Spielplatz und um die Siedlung herum überall Schrebergärten, in denen die Leute Gemüse anbauten. Außerdem gab es eine sogenannte Hilfsschule, einen Kindergarten, einen Albrecht-Laden für die Dinge des täglichen Bedarfs (das waren die Vorläufer der späteren Aldi-Märkte, eine Essener Erfindung). In der Siedlung prallten Tradition und Moderne aufeinander, bei uns in der Straße stand zum Beispiel noch ein Pferd. Auf einer kleinen Wiese. Einer der Nachbarn baute dort Kartoffeln an, und mit dem Pferd pflügte er den Acker. Mitten in der Stadt.

Diese Zechensiedlung war ein lebendiges, regelrecht wuseliges Viertel. Wir spielten auf dem Spielplatz oder in den Gärten. Es gab haufenweise Kinder aus allen Ecken der Welt. Mein bester Freund kam aus dem damaligen Jugoslawien, ich hatte italienische und deutsche Freunde, griechische

und türkische. Wörter wie »multikulturell« oder »divers« kannten wir nicht, aber in unserer Siedlung war auf selbstverständliche Weise alles durchmischt.

Bevor ich in die Grundschule kam, ging ich in einen katholischen Schulkinderergarten. Meine Mutter war meinem Vater zuliebe zum Katholizismus konvertiert, aber eigentlich waren beide überhaupt nicht religiös. In die Kirche sind sie nur gegangen, wenn sie unbedingt mussten. Ich war als Kind öfter dort als sie, eine Weile habe ich mich durchaus für die Kirche interessiert. Ich war mit Freude Messdiener, fand den Kommunionsunterricht super und mochte die Freizeitangebote. Bleigießen, in der Teestube abhängen – der soziale Aspekt gefiel mir. Meine Oma hatte angeblich mal eine Marienerscheinung, von der sie fest überzeugt war, damit habe ich sie immer aufgezogen, viel religiöser wurde es bei uns nicht.

Die herausragenden Ereignisse meiner frühen Kindheit waren die ersten Begegnungen mit den späteren Kreatormusikern Ventor, Rob Fioretti und Michael Wulf. Ventor nannte sich damals natürlich noch nicht Ventor, ich lernte ihn unter seinem bürgerlichen Namen Jürgen Reil kennen. Er ist anderthalb Jahre älter als ich, und ich war eigentlich mit seinem kleinen Bruder zusammen im Kindergarten. Als ich Ventor zum ersten Mal bewusst wahrgenommen habe, saß er auf einem Spielteppich und hat einen riesigen Turm aus Bauklötzen gebaut. Ich war schwer beeindruckt. Natürlich war er noch ein Kind, aber schon damals fiel mir sofort seine totale Konzentration auf, die Hingabe, die er diesem Turmbau widmete. Ventors Beharrlichkeit, die Fähigkeit, sich stundenlang auf Dinge zu fokussieren, sich regelrecht in sie hineingraben zu können, hat sich bei unseren spä-

teren Songwriting-Sessions bezahlt gemacht. Es gibt noch Fotos von uns, auf denen wir zusammen an der Rutsche anstehen. Ventor, genannt Jülle, ist also mein Kindergartenfreund – und damit so lange in meinem Leben wie sonst nur meine Eltern.

Rob wiederum war ebenfalls ein bisschen älter als ich und auch italienischer Abstammung, er wohnte bei uns in der Nähe. Wir lernten uns über unseren gemeinsamen Freund Michael Wulf kennen und gingen zusammen in den Kindergarten und in die Schule. Komischerweise gab es unter den italienischstämmigen Familien der Gegend nicht zwangsläufig Kontakt. Robs und meine Familie kannten sich nicht, dafür verbrachten ihre Söhne jede freie Minute miteinander.

Mein Vater wollte, dass ich Italienisch spreche. Er hat sein Leben lang Wert auf seine italienische Identität gelegt, spricht bis heute nur gebrochen Deutsch und hat sich immer gewünscht, dass auch ich mich als Italiener fühle und bezeichne. Aber so etwas kann man schlecht erzwingen. Ich hatte einfach nicht wahnsinnig viel mit Italien zu tun. Mein Vater hatte Verwandte in Hamm, wenn wir die besucht haben, wurde ich von diesen Onkels oder Cousins abgeküsst und in die Wangen gekniffen. Als Kind war es irritierend für mich, die kratzenden Bartstoppeln dieser fremden Männer im Gesicht zu haben und ihre euphorischen Begrüßungen mit keinem Wort zu verstehen. Mein Vater wollte, dass ich mich mit seinen Verwandten identifizierte, aber Italienisch hat mich damals eher genervt. »Ich fühle mich eigentlich eher deutsch«, habe ich gesagt. Das hat ihm nicht gefallen. Später musste ich mich entscheiden, welchen Pass ich behalten wollte. Als Kind hatte ich zwei Pässe, irgendwann ging das nicht mehr. Mein Vater wollte unbedingt, dass ich

Italiener bleibe, aber für mich hat das keinen Sinn ergeben. Papa hat seinen italienischen Pass bis heute, obwohl er nie in Italien ist. Aber für ihn ist das wichtig. Als Deutscher hat er sich nie betrachtet.

Das ist natürlich typisch für die Gastarbeitergeneration, eine Erbsünde der deutschen Integrationsbemühungen: Man wollte, dass die Leute hier die ganze Maloche erledigen und sich danach so schnell wie möglich wieder in ihre Heimatländer verziehen. Es ist aber ganz anders gekommen. Ich kenne so viele Familien von damals, in denen die Eltern bis heute kein Deutsch sprechen und die Kinder die Sprache ihrer Eltern nicht beherrschen. Wenn ich bei meinen türkischen, jugoslawischen und italienischen Kumpels zu Gast war, wirkten die Eltern, insbesondere die Väter dieser Freunde, oft ein bisschen griesgrämig, was vor allem daran lag, dass viele von ihnen kein Deutsch verstanden. Also gab es überhaupt keine Kommunikation. Wenn man sich gegenseitig zum Spielen abholen wollte, ging kommentarlos die Tür auf und das jeweilige Kind wurde herausgeschickt.

Mein Vater hat dann durchaus Deutsch gelernt, wenn auch nicht perfekt, aber wie auch? Unter Tage hat er in multinationalen Teams gearbeitet, da wurde kein Deutsch gesprochen. Es gab keine Angebote für Leute wie ihn, die sollten arbeiten und konnten ansonsten gucken, wo sie bleiben. Die Kinder wurden dann automatisch Deutsche, und das hat Leute wie meinen Vater geschmerzt. Zumal meine Mutter auch kein Italienisch konnte, sie hat mit meinem Vater immer nur Deutsch gesprochen und sich ansonsten mit Händen und Füßen verständigt.

Irgendwann gab's dann aber doch noch mal ein sogenanntes Integrationsangebot, das war der Clou: In der Grund-

schule mussten plötzlich alle Kinder mit ausländischen Nachnamen in entsprechende Sprachkurse gehen, ich sollte also einen Italienischkurs besuchen. Klingt natürlich erst mal gut, sah in der Realität aber so aus, dass in diesem Kurs ganz normaler Unterricht in allen möglichen Fächern abgehalten wurde, nur eben auf Italienisch. Ich saß im Matheunterricht und verstand kein Wort. Also habe ich meinem Vater gesagt, dass ich da nicht mehr hingehen wolle. Ich habe nichts verstanden, was also sollte ich da? Aber er wurde sauer und bestand darauf, dass ich weiter Italienisch lernte. Ich musste das Ding durchziehen. Ein zusätzliches Problem: Der Lehrer in diesem Kurs sprach wiederum kein Deutsch. Trotzdem saß ich volle vier Jahre dort.

Dabei finde ich es ja selbst schade, dass ich kein Italienisch spreche. Mein Vater hätte es mir gerne beigebracht, aber er hatte keine Zeit und war auch nicht unbedingt der Lehrertyp. Versucht hat er es schon, er hat mir italienische Lieder vorgesungen, aber viel ist dabei nicht herumgekommen. Ich kann auf Italienisch zählen, das war's dann auch schon.

Meine Eltern waren auf schroffe Weise liebevoll. Die Rollen waren klar verteilt: Nach meiner Geburt, am 18. Dezember 1967 im Marienhospital in Altenessen, blieb meine Mutter zu Hause, mein Vater ging arbeiten und war der Patriarch. Er besaß damals einen Kuhschwanz. So hat er das immer genannt. Dieser Kuhschwanz war in Wahrheit ein Ochsenziemer, also eine Art Schlagstock. Diese Dinger werden aus gedörrtem Ochsenpenis hergestellt, das muss man sich mal vorstellen. Ein Hieb damit tat jedenfalls verdammt weh. Und mit diesem Kuhschwanz hat er mir dann immer gedroht:

»Wenn du nicht hörst, kriegst du mit'm Kuhschwanz!« Er hat mich nicht zusammengeschlagen, aber es gab regelmäßig Schläge damit. Das beschreibt vielleicht ein bisschen die Stimmung bei uns im Haus. Mein Vater war italienisch-patriarchalisch geprägt, es war ihm wichtig, dass er das Sagen hatte: »Ich bin der Herr im Haus, solange du deine Füße unter meinen Tisch stellst, tust du, was ich sage.« Das waren so die Sprüche.

Eine engere Bindung hatte ich zu meiner Mutter. Sie hat oft zu mir gehalten und viel vor meinem Vater verheimlicht, was mir Ärger eingebracht hätte. Unsere besondere Bindung hing aber auch damit zusammen, dass mein Vater sowieso kaum zu Hause war. Und wenn er doch mal da war, kam er halt immer mit seinem scheiß Kuhschwanz an. Bis ich den irgendwann hinterm Schrank versteckt habe. Danach hat er mir trotzdem noch damit gedroht, und ich habe dann immer gesagt: »Ja cool, genau, nimm doch deinen scheiß Kuhschwanz.« Dann hat er den gesucht, aber nicht gefunden, und dadurch war die Situation oft bereits entschärft. Manchmal musste er sogar selbst darüber lachen.

Bei uns zu Hause wurde grundsätzlich geschrien. Niemand hat in meiner Familie jemals leise gesprochen, alles war permanent auf Anschlag. Wir unterhielten uns mit leicht genervtem Unterton, passiv-aggressiv, aber gleichzeitig liebevoll, eine Mischung, wie es sie nur im Ruhrgebiet gibt. Ansonsten war Schwarze Pädagogik allgemeingültiger Standard, auch die Lehrer haben uns geschlagen. Als ich in der Grundschule zum ersten Mal den Klassenraum betrat, hat die Lehrerin mir zur Begrüßung vor allen Kindern mit zwei Streifen Tesafilm den Mund zugeklebt. Selbst die netten Lehrer waren auf diese Weise sadistisch. In der dritten

Klasse hatten wir einen Lehrer, der eigentlich ganz cool war und uns sogar Filme aus seinem Urlaub irgendwo in Afrika gezeigt hat. Einmal hat dieser Lehrer mit uns Blumenarten durchgenommen, einer Mitschülerin allerdings verboten, sich zu beteiligen, weil sie eh schon alle Antworten wisse. Die Eltern des Mädchens hatten einen Blumenladen, sie war also floristisch einigermaßen bewandert. »Alle außer du!«, herrschte der Lehrer sie an. Anschließend hat er die Klasse gefragt, was zum Vorschein komme, wenn man bei einer Tulpe die Blätter abziehe. Das Blumenladenmädchen saß neben mir und flüsterte mir leise ins Ohr: »Stempel, die richtige Antwort ist Stempel.« Da kam der Lehrer angerannt und hat ihr voll eine geschmiert. Danach gab es nicht etwa einen Skandal, die Eltern des Mädchens haben sich nicht beschwert und die Schulleitung eingeschaltet oder was auch immer heute alles passieren würde, sondern in den allermeisten Fällen gab es danach zu Hause zusätzlich aufs Maul: »Wenn der Lehrer dich geschlagen hat, wirst du es auch verdient haben!« Die Lehrer schlugen uns mit dem Zeigestock, warfen ihr Schlüsselbund nach uns, versohlten uns den Hintern, und nach der Schule ging es bei den meisten zu Hause genauso weiter, da ging es in meiner Familie noch vergleichsweise mild zu. Keine Ahnung, ob ich ohne Schläge weniger bekloppt geworden wäre, als ich es heute bin.

Die Gewalt und die Schreierei hatten vermutlich auch eine Menge mit Alkohol zu tun. Meine Eltern waren keine Alkoholiker, aber gefeiert wurde hardcore. Die beiden waren noch jung und gingen oft aus, also war ich an den Wochenenden meist bei der Familie meiner Mutter, die direkt um die Ecke wohnte. Gesoffen wurde auch da, es wurde überhaupt überall gesoffen. Mein Opa war ein lieber, herzens-

guter Mann, aber wenn die *Tagesschau* lief, hatten alle den Mund zu halten, da kannte er nichts. Er kommentierte die Weltlage, bastelte sich mit seiner Stopfmaschine Zigaretten und trank ein Bier nach dem anderen. Ich durfte bei meinen Großeltern sämtliche Filme gucken, die ich wollte, das war das Gute. Aus der Zeit röhrt meine ausgeprägte Horror-Affinität. Bei Oma und Opa habe ich schon in ganz jungen Jahren zum ersten Mal *Frankenstein* gesehen und alle möglichen Dracula-Filme, die ich zu Hause nicht gucken durfte.

Ich mochte die beiden sehr gerne, aber manchmal waren Oma und Opa mir eine Spur zu wild. Eines Abends war meine zehn Jahre ältere Cousine Ulla zu Gast. Ebenso wie ich hat sie häufiger bei meinen Großeltern übernachtet. Es wurde dann wieder gefeiert und gesoffen, und an irgendeinem Punkt hat Oma plötzlich meiner Teenager-Cousine eine Flasche Bier über den Kopf gekippt. Einfach so, ich kann mich nicht an einen speziellen Auslöser erinnern. Das fand sie offenbar lustig, ich allerdings überhaupt nicht: Wir schließen damals zu viert in einem Bett, und meine Cousine stank die ganze Nacht dermaßen nach Bier, dass ich kein Auge zubekommen habe. Deshalb verabscheue ich bis heute den Geruch von Bier. Ich war da vielleicht vier oder fünf Jahre alt.

Die Sauferei und die Sprachlosigkeit der Leute hatten eine Menge mit der Nazizeit und dem Krieg zu tun. Ich bin davon überzeugt, dass mein Opa eine posttraumatische Belastungsstörung hatte, damals kannte ich natürlich nicht einmal das Wort. Er war im Zweiten Weltkrieg gewesen, worüber er niemals sprach. Und er hatte eine Totenkopf-Tätowierung, worüber er ebenfalls kein Wort verlor. Ich habe ihn aber auch nicht danach gefragt. Dabei fand ich das Tattoo faszinierend, weil damals eigentlich kein Mensch tätowiert

war, schon gar nicht mit einem Totenkopf. Es war schlecht gestochen, aber den Totenkopf fand ich enorm cool. Ich hatte damals absolut keine Ahnung, was er bedeutet hat, erst heute weiß ich, dass insbesondere Angehörige der SS Totenkopftätowierungen hatten, mein Opa war aber definitiv einfacher Soldat. Eigentlich waren meine Großeltern weitgehend unpolitisch und hatten sich während der Nazizeit opportunistisch verhalten. Das geht aus einer Geschichte von meiner Oma hervor: Sie habe damals immer ein paar Hitlerbilder für den Notfall in einer Kiste aufbewahrt, erzählte sie mir. Bei Kontrollen durch Soldaten oder die Gestapo sei man gut beraten gewesen, so ein Bild zu haben oder auch mal eine Fahne rauszuhängen. Also habe sie den Kram bei Kontrollen rausgeholt und danach wieder in die Kiste gepackt.

Neben meiner Mutter hatte meine Oma eine Reihe weiterer Kinder mit aus der DDR gebracht, es gab einige Onkel und Tanten, die fast alle ordentlich gesoffen und geraucht haben. Einige Jahre später kam noch ein Onkel Heinz nach Essen, den hatten sie aus der DDR rausgeschmissen. Muss man auch erst mal schaffen. Er galt in unserer Familie als politischer Flüchtling, war in Wahrheit aber vor allem Säuffer. Und Onkel Dieter, ebenfalls schwerer Alkoholiker. Der hat später auch bei meiner Oma gewohnt. Eines Tages kam mein Vater zu Oma und suchte ihn: »Wo ist denn der Onkel Dieter?«, fragte er. »Der pennt«, antwortete meine Oma. Also hat mein Vater an der Schlafzimmertür geklopft, kam aber unmittelbar danach zurück in die Stube und sagte: »Onkel Dieter pennt nicht, Oma, der ist tot.«

Meine Onkel mütterlicherseits sind nicht besonders alt geworden, kaum einer älter als fünfzig. Heute lebt nur noch

einer von ihnen. Mein Opa wiederum ist gestorben, als ich ungefähr zehn war. Das war meine erste richtige Konfrontation mit dem Tod, ein ziemlicher Schock. Er musste wegen einer vermeintlich harmlosen Kleinigkeit ins Krankenhaus, aber einen Tag später hieß es plötzlich, er sei tot. Ich weiß bis heute nicht genau, was er hatte. Überhaupt war der Tod bereits in meiner Kindheit ziemlich präsent, und oft war es ein vermeidbarer Tod. Ich hatte einen Bruder, der ein Jahr nach mir geboren wurde, aber gleich bei der Geburt gestorben ist. Es gab Komplikationen, und meine Mutter bekam eine Narkose. Als sie aufwachte, wurde ihr mitgeteilt, mein Bruder sei tot. Warum er gestorben ist, haben wir nicht erfahren. Meine Eltern sind hart im Nehmen, sie haben solche Schicksalsschläge ohne großes Murren ertragen. Außerdem hatten sie einen enormen Respekt vor Autoritätspersonen. Der lange Arm des preußischen Obrigkeitstaats reichte bis in die Siebzigerjahre, und wenn hier nun also ein Arzt, ein Herr Doktor, sagte, das Kind sei gestorben, dann war das eben so. Man gab da keine Widerworte. Meine Mutter vermutet, dass sie meinen Bruder mit einer Zange geholt und dabei verletzt haben, Genaueres haben wir nie erfahren. In den Jahren danach sind wir am Totensonntag immer zum Friedhof gegangen. Auf dem Grab meines Bruders stand *Franco*, das wäre sein Name gewesen. Trotz dieser Katastrophe haben meine Eltern weiterhin probiert, mehr Kinder zu bekommen, und als ich sechs war, wurde mein ältester jüngerer Bruder von insgesamt vier Geschwistern geboren.

Nach dem Tod meines Opas ging es auch mit meiner Oma bergab. Eigentlich hatte sie »immer nur Bier getrunken«, wie sie stets beteuerte. Bier galt im Ruhrpott grundsätzlich als harmlos, womöglich gar gesundheitsfördernd. Aber nach-

dem sich Onkel Heinz nach seinem Rauswurf aus der DDR bei ihr eingezickt hatte und in ihrem Haus wohnte, stieg Oma auf Schnaps um. Sie wollte offenbar bei Heinz mithalten, aber das war ein aussichtsloses Unterfangen, er war extremer Alkoholiker. Der Schnaps ist meiner Oma jedenfalls nicht bekommen, und nachdem sie gestorben ist, war auch Onkel Heinz plötzlich weg. Bis heute ist er verschollen, wir wissen nicht, ob er noch lebt oder damals etwas passiert ist. Mich würde durchaus interessieren, was aus ihm geworden ist, aber meine Mutter will davon nichts wissen. Das war auf jeden Fall alles harter Ruhrpott-Style damals bei uns.

Die Familie meines Vaters war im direkten Vergleich nicht ganz so wild. Wir fuhren gelegentlich nach Italien, um sie zu besuchen. Diese frühen Italienreisen sind so eine Sache: Ich denke, ich kann mich an sie erinnern, aber vielleicht erinnere ich mich auch nur anhand der vielen Fotos, die auf diesen Reisen entstanden sind. Insgesamt waren wir drei- oder viermal in Italien. Einmal ging es nach Mailand, einmal nach Rom und einmal nach Cutro. Diese Reisen wurden im VW-Bus unternommen. Ich habe beim Kofferschleppen geholfen und musste irgendwann mit einem Leistenbruch ins Krankenhaus. Angeblich habe ich mir den Bruch zugezogen, weil ich permanent diese schweren Koffer geschleppt hatte, lautete die Diagnose meiner Familie. Von diesem Zwischenfall abgesehen habe ich die Zeit in Italien immer genossen. Es war dort bunt, hell, es gab jede Menge andere Kinder. Ich erinnere mich an das Meer, an Wassermelonen, an Schlangenhäute, die wir fanden, als wir mit meinem Vater in die Berge gegangen sind, und an das Stroh, mit dem die Kopfkissen der Familie meines Vaters gefüllt waren. Man erinnert sich